

REKONSTRUKTION UND VERZERRUNG

Tag für Tag wird das Huhn gefüttert. Und mit jeder Fütterung wächst die Überzeugung des Huhnes: Grundgesetz des Daseins ist, die Lebensbedingungen sind sicher. Die tägliche Futterdosis wird geliefert. Das Tier verlässt sich auf die Wohlgesonnenheit, ja die Unterwürfigkeit der Menschen ihm gegenüber. Woher sollte es daran zweifeln? Dann eines Morgens kommt plötzlich die Überraschung: Die Hand, die es fütterte, dreht ihm den Hals um! Aus der Geflügelperspektive ist diese Katastrophe völlig unbegreiflich, sie widerspricht ja jeder Prognose, die aus der Erfahrung gezogen werden konnte. Vielleicht wird das Huhn mit Heiner Müller die Schlussfolgerung ziehen: Optimismus war Mangel an Information.

Diese Geschichte erzählte der Philosoph Bertrand Russell. Sie wurde kürzlich von Nassim Taleb in seinem großartigen Buch „Der schwarze Schwan“ übernommen und ist dadurch ziemlich populär geworden. Nach der aktuellen Lesart steht das Russellsche Huhn metaphorisch für die globale Wirtschaftskrise. Auch sie hat keiner vermocht, vorauszusehen. Tag für Tag wurde mit blindem Vertrauen auf die „spontane Ordnung“ der Märkte, die „Naturgesetze“ der Ökonomie und die „Weisheit“ der Experten gesetzt, bis die böse Überraschung kam. Aus Gewohnheit war eine trügerische Zukunftserwartung erzeugt worden. Die Krise hat offenbart, dass die Routine, welche irrtümlich als „Realität“ wahrgenommen wird, jederzeit von höchst unberechenbaren Ereignissen unterbrochen werden kann. Danke, Krise. Schön, dass du da bist.

Unter den Wissenschaftlern, die sich mit dem Artenschwund beschäftigen, kursiert eine sinnverwandte Geschichte: Während eines Fluges löst sich ein Nietbolzen aus den Flugzeugrumpf aus. „Das kommt vor“ sagt der Pilot. Dann löst sich ein zweiter Nietbolzen. Und wieder einer. „Wird das nicht langsam gefährlich?“ fragt ein Reisegast. „Kein Grund zur Sorge, sagt der Pilot, Bolzen fallen auf den Boden und wir fliegen halt weiter. Ein paar mehr oder weniger macht doch kein Unterschied, es gibt so viele davon.“ Zwischendurch haben sich noch weitere Teile ausgelöst und das Flugzeug beginnt, heftig zu wackeln. „Machen Sie sofort eine Notlandung!“ verlangt der Reisegast. „Ach was, wir schaffen es schon bis zum Ziel, sagt der Pilot, in meiner ganzen Karriere bin ich doch nie abgestürzt“.

Hier wird der Akzent auf die kritische Masse gesetzt. Welche Mindestzahl an Nietbolzen braucht ein Flugzeug, um weiterfliegen zu können? Wie viel verschiedene Tier- und Pflanzenarten sind erforderlich, um das Leben auf Erden zu erhalten? Im Gegensatz zum Russellschen Huhn ist die Gefahr vorhersehbar, doch bleibt die Frage: Bis wohin kann das Risiko hingenommen werden? Darüber werden sich die Menschen nie einigen können und eine definitive Antwort wird sich erst ergeben, wenn die Katastrophe eintritt. Also wäre eine Notlandung die logisch erforderliche Lösung. Dagegen spricht aber die Macht der Gewohnheiten.

Beide Erzählungen reflektieren ein doppeltes Problem, das sich gegenwärtig akut stellt: die Begrenztheit der eigenen Erfahrung, wenn es darum geht, völlig neue Situationen einzuschätzen, und die zunehmende Unberechenbarkeit der Zukunft in höchst instabilen Systemen. Geht es um das Klima, die Wirtschaft, die Energie oder die Weltpolitik, immer öfter treten Situationen ein, die der Wissenschaftstheoretiker Jerry Ravetz „postnormal“ nennt: „die Fakten sind ungewiss, die Deutungen umstritten, die Aufgaben kolossal und die Entscheidungen dringend.“ Zufall ist nicht gleich Zufall. Das Ergebnis eines Würfelwurfs kann man mit einer einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung einschätzen weil

die Parameter bekannt, konstant und wiederholbar sind.

Hingegen hätte dem Huhn keine Statistik über das bisherige Verhalten des Züchters oder die täglichen Futterrationen geholfen. Anhand der ihm verfügbaren Informationen konnte es mit seiner Schlachtung nicht rechnen. (Natürlich stellt sich die Sache für den Hühnerzüchter anders dar. Für ihn ist die Abfolge weder zufällig, noch unlogisch. Aber seine Absicht bleibt dem Betroffenen verborgen).

Im Fall des auseinanderbrechenden Flugzeuges liegt das Problem wiederum an der Selbstüberschätzung des Piloten. Da er einen Absturz nie erlebt hat, neigt er dazu, das Risiko zu minimieren. Dabei übersieht er, dass diejenigen, die bereits abgestürzt sind, eben nicht mehr da sind, um über die eigene Erfahrung zu berichten. Die Geschichte wird von den Überlebenden geschrieben, darum fallen ihre Einschätzungen oft überoptimistisch aus.

Genau an dieser Stelle setzt die Problematik der Rekonstruktion ein. Ursprünglich hat mich die Doppeldeutigkeit des Wortes interessiert. Rekonstruieren heißt sowohl Erinnerungen logisch anordnen als auch einen ursprünglichen Zustand wiederherstellen. Man kann jedoch beide Definitionen als zwei Seiten eines einzigen Begriffs betrachten. Es gibt zahlreiche Fälle von Rekonstruktionen, von der Schönheitschirurgie bis zu historischen Verfilmungen, von Kriminaluntersuchungen bis zur Klimaforschung. Doch hinter diesen scheinbar zusammenhanglosen Beispielen lassen sich vielleicht ähnliche Motive und Denkweisen entdecken. Um den intellektuellen Reiz der Rekonstruktion nachzuvollziehen, müssen wir von der vormaligen philosophischen Mode ausgehen, nämlich der Dekonstruktion. Ob Geschlecht, Krankheiten, Diagnosen, Quantenmechanik oder Pädophilie, was wurde nicht alles in den letzten Jahren zum „sozialen Konstrukt“ erklärt? Welche „große Erzählung“ wurde nicht von Erstsemestlern fleißig „dekonstruiert“? Doch bald hinterließ die dekonstruivistische Abrissbirne ein einziges Trümmerchaos. Sämtliche Lehrgebäude haben irreparable Schäden bekommen, es ist also für die theoretische Orientierung notwendig geworden, neue Fäden zu ziehen. Nach der Dekonstruktion kommt die Rekonstruktion.

Hinzu kommt, dass das unbedingte Vertrauen in die Zukunft verschwunden ist. Es gibt ihn nicht mehr, diesen optimistischen Fortschrittsglauben, der der westlichen Gesellschaft eine einzigartige Dynamik gab. Damit ist nicht einmal die Heilserwartung eines „besseren Lebens“, das Versprechen eines glücklichen Jenseits des Kapitalismus gemeint. Solche Gedanken sind schon lange unterdrückt worden. Seit zwanzig Jahren reicht ein Verweis auf den untergegangenen Ostblock, um jegliche Kritik an den übriggebliebenen Westen zu diskreditieren. Seit zwanzig Jahren ist „Weltverbesserer“ ein Schimpfwort. Nein, jetzt sind die Weltverschlechterer, die zynischen Realisten daran, zumindest zu ahnen, dass all ihre Projekte und Investitionen womöglich keine Zukunftschancen haben. Sie rennen herum wie geköpft Hühner, bitten Züchter-Staat um Schutz, wobei letzterer hilflos mit Milliarden im Geflügelhof herumschmeißt, um den Anschein der Kontrolle zu bewahren. Nicht die Träumer und Utopisten, sondern die nüchternen Verwalter der Sachzwänge trauern jetzt um ihre verschollenen Prognosen. Hier sei ein wenig Schadenfreude erlaubt. Der Sieger entdeckt, dass der Verlust seines Gegners zu Selbstüberschätzung und Erschöpfung führte. Er muss expandieren, um zu überleben, doch die Quellen seiner Expansion (das Ringen ums bessere Leben) hat er selbst zum Versiegen gebracht. Mit dem betrübten Blick auf die Zukunft verändert sich zwangsläufig der Blick auf die Vergangenheit. Man wendet sich dann wieder rückwärts um zu begreifen, was geschehen ist, und um wiederaufbauen zu können.

Das alles war noch rein hypothetisch von mir gedacht, als ich erfuhr, dass sich die Architektenzunft bereits mit der Problematik intensiv auseinandersetzte. Architektur ist ein

guter Zeitgeist-Indikator. Jede Stadt dokumentiert vergangene Theorien aus Stuckverzierungen, Dogmen aus Beton, Manifeste aus Stahl und Glas. Selbst das Ende der Moderne wurde plakativ mit postmodernen bzw. dekonstruktivistischen Bauten angekündigt. Doch momentan geschieht etwas Einzigartiges: Anstatt eine neue futuristische Architektur zu entwerfen, beschäftigt sich die Architektur mit Rekonstruktionen. Anstelle des tradierten Generationskampfes gegen den bestehenden Akademismus, wird heute hauptsächlich um verschiedene Varianten des Wiederaufbaus gestritten. Insbesondere in Deutschland tobt eine entfesselte Rekonstruktionswut. In Braunschweig, Potsdam, Berlin, Dresden oder Leipzig gibt es anscheinend nichts Dringenderes zu tun, als verschollene Kirchen und Schlösser wieder zu errichten.

Anscheinend ist die Sehnsucht nach Vergangenheit groß. Paradox ist aber, dass durch dieses restaurative Gebaren Geschichte mitnichten wiederbelebt, sondern annulliert wird. Es sind ja die Zerstörungen und Umwälzungen des 20. Jahrhunderts, die anlässlich der Neuerrichtungen einfach wegradiert werden. An der Baulücke des ehemaligen Palasts der Republik gibt es derzeit ein schönes Graffiti: „Die DDR hat es nicht gegeben“. Da hat jemand genau zusammengefasst, worauf die ganze Abriss- und Rekonstruktionsorgie abzielt. Geschichte als Werden, als Prozess ist unerwünscht. Statt dessen wird versucht, von einem hypothetisch unbefleckten Nullpunkt neu zu starten.

Architektur ist bloß das offensichtliche Symptom, es lassen sich doch auch andere Beispiele finden. Am Theater zum Beispiel. So wie Bürgergruppen den detailtreuen Wiederaufbau einer Kirche fordern, sehnen sich manche Theaterbesucher nach „werktreuen“ Inszenierungen. Da ist die gleiche trügerische Sehnsucht nach Authentizität am Werk. Zu ihren Lebzeiten waren die Klassiker doch keine Klassiker. Sie setzten Neuerungen ein, um angemessen auf ihre Epoche einzuwirken. Anders beim bürgerlichen Klassik-Karaoke, wo die Buchstabe fortwährend wiederholt, dabei der Geist vergessen wird. Werktreue ist Verrat. Architektonische Rekonstruktionen zeigen: Von ihrem Sinn einmal abgesehen, ist die 1:1 Kanonisierung des Vergangenen zum Scheitern verurteilt. Allein aus technischen Gründen ist sie nicht zu gewährleisten. Dazu fehlt es an Materialien und know how, von den Kosten nicht zu sprechen. Das Resultat ist meistens ein armseliger Kompromiss. Vor allem fehlt der geistige und soziale Kontext, und dieses wird sich auch nicht wiederherstellen lassen. Daher die Legitimitätsfrage: Wozu noch eine Kirche bauen, wenn es immer weniger bekennende Christen gibt? Wozu die szenische Rekonstruktion einer verschollenen Lebensweise, die sich dem heutigen Verstandvermögen fast vollständig entzieht? Kann von Authentizität die Rede sein, wenn die ursprüngliche Bestimmung fehlt?

Es ist ein leichtes Spiel, nicht konservative (es ist ja nichts mehr zu konservieren da) sondern „postkonservative“ Gelüste abzutun und deren Ergebnisse als lauter kitschige Attrappen zu entlarven. Offensichtlich leidet Europa unter Gewichtverlust in der globalen Welt. Sowohl wirtschaftlich, als auch politisch oder kulturell hat es seine Vorherrschaft eingebüßt. Das einzige was Europa noch bleibt, ist seine Geschichte, daher klammert es sich daran mit der neurotischen Energie des Allschützenden – Denkmalschutz, Urheberschutz, Naturschutz, Personenschutz. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass hinter diesem besonderen Reflex sich ein allgemeines Problem verbirgt, nämlich die zunehmenden Alzheimer-Symptome der Epoche, die Verschlechterung der kognitiven Fähigkeit, zeitliche Sequenzen zu differenzieren, daher Entwicklungen und Zusammenhänge in Griff zu bekommen. Hier kann wiederum die Architektur behilflich sein, denn die Debatten der letzten Jahre haben gezeigt, dass Rekonstruktion nicht unbedingt mit kanonischem Wiederaufbau gleichzusetzen ist. Es gibt zum Beispiel historisierende Rekonstruktionen, die keinen „ursprünglichen“ Zustand zu wiedergeben versprechen, sondern die Dynamik der Zerstörungen und Erneuerungen einbeziehen. Oder aktualisierende Rekonstruktionen, die sich um die Kernfrage drehen: Wie hätten Möbius

oder Gropius auf die Anforderungen und technische Möglichkeiten der heutigen Zeit reagiert? Wie können neue Brücken zwischen Historie und Gegenwart geschlagen werden?

Dabei sind wir bereits bei dem mentalen Aspekt der Rekonstruktion. Was passiert wenn wir etwas gedanklich rekonstruieren? Wir versuchen, ein Ereignis, das ohne Zusammenhang in unserem Gedächtnis erscheint, einer logischen Anordnung zu unterwerfen. Wir fädeln es auf eine kausale Kette, fügen weitere Ereignisse hinzu und leiten ebensolche ab, die wir zu Ursachen respektive Wirkungen erklären. In dieser Übung ist der Mensch sehr gut. So gut, dass sein Gehirn Beihilfe leistet und zum Beispiel Erinnerungen nach Bedarf konstruiert oder Ursachen erfindet, wenn keine vorhanden sind. Wir wissen, wie selektiv das Gedächtnis funktioniert, wie vereinfachend unser Rückblick ist. Hinterher ist man immer klüger, weil, meint Taleb, „narrative Verzerrungen“ die Illusion erzeugen, im Nachhinein sei alles vorhersagbar. Dafür werden Fakten in eine gut klingende Geschichte oder ein wissenschaftlich aussehendes Muster eingebaut. Hier ist Rekonstruktion als individueller Gedankenprozess gemeint, doch wenn es ums kollektive Gedächtnis geht, wird die Verzerrung nicht deswegen kleiner. In diesem Fall wird die Selektion von Bildungsanstalten und Medien übernommen. Wir haben im Geschichtsunterricht gelernt, wie glatt und ablesbar etwa „die Ursachen des 1. Weltkrieges“ gewesen sein sollen. Die Geschichte verläuft derart kausal und linear, das man sich immer wieder wundert, wieso die damals Lebenden so dumm waren, um katastrophale Situationen nicht voraussehen und abwenden zu können. Doch so simpel ist es nicht, meint der Sozialpsychologe Harald Welzer. Für die Zeitgenossen geschahen die radikalen Brüche, die wir im Nachhinein konstatieren können, zunächst unbemerkt: „Nehmen Sie 1933. Die Nazis sind an der Macht, ein radikales Herrschaftssystem etabliert sich, aber im Alltag bleibt erst mal ja alles gleich. Die Autos fahren, Restaurants sind geöffnet, man feiert Geburtstag, die Welt ist nach wie vor in Farbe. Wie tief der Einbruch ist, wird gar nicht spürbar, weil 98 Prozent aller Stabilisierungsmomente des Alltags funktionieren wie gehabt.“

Das führt uns unwillkürlich auf den jetzigen Augenblick zurück, dieses sonderbare Moment, dem eine verhängnisvolle, multiforme Krise angeheftet ist, wobei die uns vertrauten Stabilisierungsmomente bisweilen erhalten bleiben. Erleben wir eine epochale Wende? Wird uns die kommende Generation vorwerfen, nichts gegen das zerstörerische Chaos unternommen zu haben? Oder ist das nur eine kleine Abschwungsphase, die bald in Vergessenheit geraten wird? Wie können wir dem Selbstbetrug ein Ende setzen? Welches Verhalten wäre angesichts der großen Ungewissheit angemessen? An dieser Stelle lässt sich das Entschwinden der großen Denksysteme von einst deutlich spüren. Die Psychoanalyse etwa, oder der Marxismus waren Verfahren der Meta-Rekonstruktion, also Zusatzmittel, um über die eigene Erfahrung hinaus aufbauen zu können. Mit Freud wurden unbewusste Motive, Verdrängungen und retrospektive Rationalisierungen ins Spiel gebracht. Und Marx stellte die individuellen Biographien ins Licht der Produktionsverhältnisse. Sicher haben diese Systeme mit ihrem Anspruch, alles erklären zu können, wiederum zu kanonischen, simplistischen Rekonstruktionen geführt. Aber wer sich heute anhören muss, wie die Gier einzelner Bankiers als „Erklärung“ für die Finanzkrise verkauft wird, darf schon eine Prise Marxismus vermissen.

Dieses Jahr findet die groß angelegte Gedächtnisfeier der 1989er Wende statt. Übrigens zeigt das nichtsagende Wort „Wende“, wie schwer man sich tut, um die Sache nicht beim Namen zu nennen. Aus der Sicht der kanonischen Rekonstruktion ist die Wende ganz einfach eine Übergangsphase. Davor waren Planwirtschaft und Parteidiktatur, danach Marktwirtschaft und Demokratie. Zur „Wende“ zählen also alle Drahtleitungen, die von einer Situation zur anderen geführt haben. So bekommen wir eine schöne, lineare Erzählung und sie ist logisch unanfechtbar. Betrachten wir jedoch die dramatischen Entwicklungen der spätachtziger Jahre mit mehr Distanz, dann wird klar: Wären

Demonstrationen und Botschaftsbesetzungen ausgeblieben, die DDR hätte nichtsdestotrotz die Auflösung des Ostblocks nicht überlebt. Die Straße war bloß Dekor, die wirkliche Transition fand in Ministerien und Treuhandanstalt statt. Das heißt, daß für die Wende als Übergangsphase die Wende als Menge konkreter Ereignisse unwesentlich ist. In diesem Hinblick wird nur ein Simulakrum gefeiert: Danke, Volk, dass du so heldenhaft hundert Jahre Helmut Kohl erkämpft hast.

Es gibt dennoch eine andere Perspektive. Wenn wir von den Wünschen, Träumen, Handlungen (wie naiv und un gelenk auch immer) ausgehen, die in diesen wenigen Wochen miteinander kommunizierten, dann haben wir vor Augen eine Situation für sich, eine radikale Bruchstelle und keinen „Übergang“. In Betrieben und Kneipen wurde über die Neugestaltung der Gesellschaft debattiert.

Niemand konnte wissen, wohin die Entwicklung führen würde. Im kurzen Augenblick des Machtvakuum erblühten tausend Möglichkeiten, die sich im Resultat nicht wiederfinden lassen. Die Situation war offen, also sollte eine Rekonstruktion von 1989 diese nicht-lineare Dimension berücksichtigen. Sie kanonisiert nicht das Geschehene, sondern zeigt auf die Unmittelbarkeit und Unprognostizierbarkeit sozialer Bruchmomente. Sie sagt nicht: was letztendlich geschah, war das einzig Mögliche, sondern verkündet: macht Euch auf alles gefasst, Ihr Russelsche Hühner!